

NEUE BÜCHER

Welcome to the machine

Edwin Hübner: Mit Computern leben. Kinder erziehen – Zukunft gestalten. 252 S., brosch. € 22,-. Verlag Johannes Mayer, Stuttgart 2001

Was ist der Unterschied zwischen einem Lehrer und einem Computer? Lehrer helfen uns, Probleme zu lösen, die wir ohne sie gar nicht hätten (sagen die Schüler). Computer helfen uns, Probleme *schneller* zu lösen, die wir ohne sie gar nicht hätten (sagte der Medienexperte Marshall McLuhan). Das glauben Sie nicht? Dann sind Sie entweder Lehrer oder einer dieser Maschinenstürmer, die aus Prinzip immer noch ohne PC leben und der digitalen Vernetzung unserer Schulen (genannt: »Bildungsreform«) mehr als skeptisch gegenüberstehen – wahrscheinlich sogar beides! Auf jeden Fall sind Sie als Zeitgenosse Teil des Problems, wie man Kinder in Zeiten von Multimedia und Internet erziehen soll.

Auf der Suche nach Urteilsgrundlagen fiel mir (im Internet!) das Buch von Edwin Hübner auf, einem erfahrenen Waldorflehrer für Mathematik und Physik und Mitarbeiter des Medieninstituts IPSUM. Der erste flüchtige Blick auf den Titel (»Mit Computern leben« – mal ehrlich: Wer will das schon gerne?) wird durch geschicktes Layout sofort auf den Untertitel gelenkt: »Kinder erziehen, Zukunft gestalten«: Klingt schon besser. Wirklich neugierig macht mich dann das Kleingedruckte auf dem Einband (z. B. »Vom Wesen des Computers«, »Pädagogik ohne Lehrer?«, »Die neuen Fähigkeiten«, »Die Chance«), der immerhin 325 Seiten (!) umschließt und eine inhaltsreiche Lektüre verspricht. Und um es gleich vorwegzunehmen: Das Versprechen wird in einer konstruktiv kritischen, auch für Normalsterbliche gut lesbaren Sprache tatsächlich eingelöst!

In der Einleitung lese ich: »Unsere Maschinenkultur fordert die Wiederentdeckung des Menschen und seiner zentralen Stellung in der Welt.« Dieser Kernsatz zieht sich durch alle sieben Kapitel des Buches und weist darauf hin, dass der Computer nur die Speerspitze unserer schönen »neuen« Welt ist, in der wir uns mit einer nie da gewesenen Vielzahl und Vielfalt von Maschinen umgeben, deren Wirkung und Rückwirkung auf Mensch und Gesellschaft zu oft unreflektiert bleibt. Ohne ein sachgemäßes Verhältnis zu den vielen kleinen »Helferlein« zu gewinnen, entfalten diese jedoch immer mehr ihr Eigenleben und mutieren, so der mehrfach zitierte Philosoph Günther Anders, zu einer einzigen Megamaschine: *Welcome to the machine!*

Die erste Hälfte des Buches beschreibt vor allem Erfahrungen mit der »Universalmaschine Computer«. So nimmt der Autor drei Lernprogramme genauer unter die Lupe und analysiert sie mit viel Liebe zum Detail. Der Leser bekommt einen Eindruck, nach welchem Muster Lernsoftware gestrickt ist: Prägend wirkt letztendlich immer, bei aller technischen Raffinesse, der logisch-kausale Aufbau des Computers, mit dem das Kind mehr oder weniger unterhaltsam auf bestimmte Reaktionen konditioniert wird. »Es gibt keinen brutaleren Frontalunterricht als den durch die Lernmaschine«, lautet daher Hübners Urteil. Von diesem Relikt will man sich allerorts aber gerade befreien.

Mittlerweile sind alle rund 44.000 deutschen Schulen ans Internet angeschlossen, und was tun die »kids« da hauptsächlich? Einfach herumsurfen. Nur: Surfen heißt *nicht wirklich* etwas lernen, denn Lernen ist oft anstrengend und hat zunächst nichts mit Spaß zu tun, es bedingt Selbstdisziplin und Eigenaktivität. Durch permanentes Starren auf den Bildschirm wird jedoch der Sinnesmensch zerrissen und, während er auf der Datenautobahn

klickmäusig flink dahinschlittert, zur Passivität verdammt. Das *kann* in eine Abhängigkeit von der Maschine führen, die man inzwischen bei ca. 5,7 Prozent der Internetsurfer (das sind über 11 Millionen Menschen) als Sucht bezeichnen muss. Als Beratungslehrer in der Suchtprävention weiß Autor Hübner, wovon er spricht.

Hinter dem ganzen Reformgedöns um Lernsoftware und »Schulen ans Netz« lauern selbstverständlich massive Wirtschaftsinteressen, die angesichts leerer Kassen unter dem Deckmantel der Innovation ins staatliche Erziehungssystem hineindrängen. Computer alleine machen noch keine Bildungsreform aus, im Gegenteil: Wo cleveres Bedienen der Maschine das Interesse am anderen Menschen oder am *live* erlebten Phänomen verdrängt, wo »das leise Raunen der Seele« (E. H.) keinen Platz mehr findet, da droht das Zwischenmenschliche verloren zu gehen.

Das mittlere Kapitel gibt eine in ihrer Kürze und Prägnanz beeindruckende Skizze der menschlichen Biographie und ihrer Rhythmen. Die zunächst erworbene Dreifachheit Aufrichten, Sprechen und Denken verwandelt sich beim Jugendlichen in die Grundfragen: Wer bin ich? Wie finde ich eine Beziehung zu meiner Umwelt? Welches Ideal will ich in meiner Biographie verwirklichen? Diese »latenten Fragen«, um derentwillen der junge Mensch eigentlich den Kontakt zur reiferen Lehrerpersönlichkeit sucht, tragen wir auch in späteren Lebensphasen, abermals verwandelt, immer in uns: Die verschiedenen Lebensalter hängen gesetzmäßig zusammen; sie sind ein Organismus, der auf ein überzeitliches Geschehen hindeutet, das nicht ausgeklammert werden darf.

Wenn daher in der zweiten Buchhälfte nach den wesentlichen Bedingungen für Schule – das sind die Menschen! – gefragt wird, dann versteht der Autor Bildung konsequenterweise vor allem als Auftrag, Beziehungsgeflechte zu schaffen und darin den menschlichen Zeitorganismus zu bilden. In so einem »Haus des Lernens« ist der seelische Anschluss des

Kindes an die Lehrerpersönlichkeit wichtiger als der schnelle Internetanschluss! Vielmehr tritt neben die inzwischen landesweit diskutierte Forderung nach mehr Schulautonomie die Frage: »Mit welchem Menschenbild betreiben wir Schule?« Denken wir Schule endlich vom Menschen aus oder richten wir sie zweckorientiert ein?

Eine Pädagogik, deren zentral verordnetes Berechtigungswesen die Kategorien von *input* und *output* zu Grunde legt, geht an den Notwendigkeiten einer Persönlichkeitsbildung im Zeitalter der Maschinen vorbei. Lernen braucht nicht nur Raum für individuell menschliche Begegnungen, sondern auch eine seelische Beziehung zu den Lerninhalten und lebendige Begriffe, die mit der Seele wachsen können. Dem Schlaf kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, denn wir sind alle Bürger *zweier* Welten. – Nimmt man diese wesentlichen Grundelemente des Lernens wirklich ernst, muss man ebenfalls über eine neu zu gestaltende, am Menschen orientierte Lehrerbildung nachdenken, wie Hübner anmahnt.

Die große Tragweite der vor uns liegenden Erziehungsaufgaben kann nur ermessen werden, wenn man die Maschinen als (defizitäres) Zerrbild des Menschen begreift, dessen Ich-Entwicklung geschützter Räume bedarf. Kinder haben ein Recht darauf, eigene Bilder zu entfalten, um später mit künstlichen Bildern umgehen zu können. Es braucht heute eine *Alliance for Childhood*, die für das Recht auf Kindheit eintritt, will man nicht an Sinn und Aufgabe des Menschen vorbei erziehen. Hier sind alle wachen Zeitgenossen, auch die Waldorfpädagogen, gefragt, sich zu Wort zu melden. Edwin Hübner tut das, indem er eine Lanze für eine menschengemäße Pädagogik im 21. Jahrhundert bricht.

In den letzten beiden Kapiteln thematisiert er das Verhältnis Mensch-Maschine grundsätzlicher, zieht übersichtlich die Entwicklungsstufen der Technik nach und hebt die damit einhergehenden Gefahren für die seelische Entwicklung ins Bewusstsein, ohne dabei ste-

hen zu bleiben. Maschinen sind aus unserem Alltag nicht mehr weg zu denken. Auf der Schwelle zu einem neuen Bilderbewusstsein treten sie uns nun *kollektiv* entgegen: Welche *Chancen* bergen sie für die Menschheitsentwicklung? Würde man im Hinblick darauf das Orakel von Delphi (»Mensch, erkenne dich selbst!«) fragen, man bräuchte heute nicht mehr extra nach Griechenland reisen: Der tägliche Umgang mit der Maschine lehrt uns: Mensch, erkenne dein Zerrbild!

Nicht ohne Grund hat Rudolf Steiner zu Beginn des letzten Jahrhunderts mehrfach darauf hingewiesen, dass »[...] die Zusammenschmiedung des Menschenwesens mit dem maschinellen Wesen [...] für den Rest der Erdenentwicklung ein großes, bedeutsames Problem [...]« sein wird. Vor diesem Hintergrund erscheint die Auseinandersetzung mit dem Computer im wahrsten Sinne zeitgemäß. Die Frage ist nur, ob wir es – nicht nur in der Pädagogik – gleichzeitig schaffen, einen Schulungsweg zu beschreiten, dessen Früchte das nötige Gegengewicht bilden. Dazu will das Buch von Edwin Hübner anregen.

Jürgen Brau

Eine Jahrhundertpersönlichkeit

Haug von Kuenheim: Marion Dönhoff. Eine Biographie. Erweiterte Sonderausgabe. 156 S., geb. € 17,90. Rowohlt, Hamburg 2002

Alice Schwarzer: Marion Dönhoff. Ein widerständiges Leben. 348 S., geb. € 15,-. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1996

Am 14. März d. J., zwei Tage nach dem Tod von Marion Gräfin Dönhoff auf Schloss Crottdorf, versammelte die ZEIT in einer Sonderbeilage ein letztes Mal die Weggefährten und Freunde dieser ungewöhnlichen Journalistin und Herausgeberin zu einem vielstimmigen Nachruf: Michail Gorbatschow und Henry Kissinger, Rolf Dahrendorf und Adam Krzemiński und viele andere. Mit ihren Lebens-

daten 1909 bis 2002 umfasst ihre Biographie nicht nur ein ganzes Jahrhundert, sondern auch gegensätzlichste Strömungen der deutschen Geschichte: Herrin auf Schloss Friedrichstein in Ostpreußen war sie zwischen den Weltkriegen und nimmermüde Förderin der deutsch-polnischen Versöhnung unter Bundeskanzler Willy Brandt 1970 – unter Aufgabe jedes Gebietsanspruches in der alten Heimat jenseits der Oder-Neiße-Grenze. »Man muss ein Land lieben, ohne es zu besitzen« – dieses selbstlose Motto kennzeichnet eine Frau, deren Lebensgang in zwei ganz unterschiedlichen Biographien entfaltet wird. Wer ein Verständnis für die tieferen Entwicklungslinien des vergangenen Jahrhunderts und zugleich das Gespräch mit einer unbequemen, brillanten und doch zutiefst menschlichen Zeitgenossin sucht, wird in beiden Werken viele Anregungen finden.

Einen knappen, gut gebildeten Abriss der Lebensstationen gibt der ZEIT-Redakteur *Haug von Kuenheim*. Aus aktuellem Anlass erweiterte er die Originalausgabe von 1999 vor wenigen Wochen um ein Kapitel »Die letzten Jahre«. Im Vorwort würdigt Helmut Schmidt, Ex-Kanzler und Mitherausgeber der ZEIT, Dönhoff als eine der letzten Überlebenden des deutschen Widerstandes gegen Hitler und damit als ein »Symbol des aufgeklärten, anständigen Deutschland«. Sein Wort, sie habe »immer Führung ausgeübt wie selten ein politischer Journalist«, wird durch die Lebensspuren der Verstorbenen zweifellos gedeckt. Aus Respekt vor Dönhoffs Abscheu gegen den Blick ins Private widmet von Kuenheim ihrer Kindheit und Jugend als Jüngste von sieben Kindern in Schloss Friedrichstein nur wenige Seiten. Ihr Großvater verkehrte noch regelmäßig mit Goethe und Humboldt. Den Vater, erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses und als erfolgreicher Diplomat viel auf Reisen, bekommt die junge Comtesse selten zu Gesicht. Ihre preußischen Wurzeln, das zeigt der Landsmann von Kuenheim, werden ein Leben lang prägend sein. Dies zeigt der Autor nicht nur an Dönhoffs »Praxis so-

zialer Verantwortung«, die die junge Gräfin nach erfolgreichem Studium der Volkswirtschaft zurück auf die Familiengüter treibt. Die frühe Ablehnung Hitlers führt sie und viele ihrer aristokratischen Freunde in den zivilen Widerstand des Kreisauer Kreises sowie ins Umfeld von Oberst Stauffenberg, der den militärischen Widerstand anführen wird. Nur durch glückliche Umstände entgeht sie nach dem gescheiterten Attentat am 20. Juli 1944 der Blutjustiz Freislers. Das Trauma wird zum Lebensthema. Jahre später, nach ihrem legendären »Ritt nach Westen« im Januar 1945 bei der neugegründeten ZEIT unter Verleger Bucerius in Hamburg gelandet, wird sie in regelmäßigen Abständen die Erinnerung an diesen »einzigartigen Aufstand des Gewissens« als zornige Zeugin und Journalistin wachhalten. Den umfangreicheren Teil der Biographie aus Dokumenten und Selbstzeugnissen nimmt ihr »zweites Leben« bei der ZEIT ein. Von Kuenheim skizziert die ersten Hungerjahre im kriegsbeschädigten Hamburger Pressehaus mit Sachlichkeit und doch einer Begeisterung für das Ethos des kleinen Redaktionsstabes. Im Zentrum steht ihr kompromissloses journalistisches Engagement: der Kampf gegen die Willkür der (britischen) Besatzungsmacht und deren Entnazifizierungspraxis, ihr Aufschrei gegen die Öffnung des Blattes für »ehemalige führende Nazis« wie den Staatsrechtler Carl Schmitt oder ihre mutigen Reportagen nach dem Mauerbau, etwa über die DDR oder Polen. In diesem Teil kommen markante Artikelpassagen und Redeauszüge zu Wort – etwa bei der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1971. Der Osten liegt noch der alten Gräfin am Herzen. Die schon 90-Jährige lässt es sich nicht nehmen, zur Abiturrede mehrfach ins ehemals ostpreußische Nikolaiken, polnisch Mikolajki, zu reisen, wo ein Lyzeum ihren Namen trägt. Ein Zeichen der Ehre und Versöhnung. Allerdings: Die Frau hinter den klugen Worten und zwischen illustren Diskussionsrunden bleibt fern und ein wenig rätselhaft. Diesem Mangel hilft die »Emma«-Heraus-

geberin *Alice Schwarzer* mit ihrem überraschend sensiblen Porträt Dönhoffs aus dem Jahre 1996 ab. Schon die eingestreuten, zum Teil großformatigen Schwarz-Weiß-Fotos zeigen eine andere Dönhoff: unter den Hausleuten auf Friedrichstein im Sonntagsstaat, vor einem erlegten Leopard in Kenia, im Redaktionsgespräch mit Punkern im Pressehaus – darunter viele Nahaufnahmen. Natürlich ist die bekannte Feministin Schwarzer nicht nur an der Pionierjournalistin, sondern auch und besonders an der (ewig unverheirateten) Frauengestalt interessiert – einer Frau, die »dreimal ausgebrochen« ist: aus ihrer Klasse, ihrer Heimat und ihrem Geschlecht, »indem sie aufbrach zu den Gipfeln, die exklusiv von Männern besetzt sind«. Schwarzer versteht es, das anekdotische Detail für eine feine psychologische Zeichnung zu nutzen. So erfahren wir viele Zwischentöne: die Prägung durch das jahrelange Zusammenleben mit einer behinderten Schwester oder die Todesangst im Fluss Pregel, in dem sie nach einem schweren Autounfall 1924 fast ertrunken wäre. Solche Erlebnisse lehren sie »Schicksalsschläge ohne Auflehnung zu akzeptieren«. Die Komplizenschaft mit den Untergebenen taucht später verwandelt als Sympathie für die Protestjugend 1968 wieder auf. Sie ist »die Gräfin und der Outsider« – lebenslang. Ein Lesefest sind die Naturbeschreibungen ihres »Rittes durch Masuren« 1941. In den späteren Lebensjahren, als sie ihre weltweiten Verbindungen als Ressortleiterin (ab 1950), Chefredakteurin (ab 1968) und Herausgeberin der ZEIT (ab 1973) längst ausgeschöpft hat, überwiegen nachdenkliche, leisere Töne. In einem Interview geißelt sie die effektive, aber ungebremste Marktwirtschaft als Ruin der Seele. Marion Gräfin Dönhoff war eine moralische Instanz, noch im hohen Alter von einer unerschöpflichen Energie. Zudem, wie Alice Schwarzer treffend bemerkt, von einem »unstillbaren Hunger, dazuzulernen« – die Kraft des typischen Autodidakten. »Lange, unnütze Geschichten« zu erzählen, ist für sie eine Unart. Das kommt auch den letzten 100

Seiten der Biographie zugute: Auszüge aus ihren ZEIT-Artikeln von 1950 bis 1995.

»Was immer Marion Dönhoff tat, nie war sie nur Journalistin. Sie fühlte sich verantwortlich für die res publica, die öffentliche Angelegenheit« – so würdigt sie Haug von Kuenheim in seinem Nachruf. Eine Frau zum Weitersagen – auch unter Oberstufenschülern. Zeitgenossen von diesem inneren Kaliber sind rar.

Holger Grebe

Große Pause

Marga Bayerwaltes: Große Pause, Nachdenken über Schule. 318 S., geb. € 21,90. Verlag Antje Kunstmann, München 2002

Was würden Sie eigentlich tun, wenn Sie die Gelegenheit bekämen, eine *Große Pause* vom Beruf zu machen? Die Seele baumeln lassen? Das, was Sie schon immer einmal machen wollten, aber leider noch nie die Zeit, die Kraft, den Mut dazu gefunden haben? Oder ein Buch schreiben, wie es Marga Bayerwaltes getan hat?

Marga Bayerwaltes lässt uns in ihrem Buch *Große Pause* an ihrem Nachdenken über Schule teilhaben. In unterschiedlich langen Kapiteln, die man ohne weiteres jeweils auch für sich lesen könnte, reflektiert sie die unterschiedlichsten Themen, die sie in ihrer Lehrtätigkeit selbst erlebte oder in der Gesellschaft wahrgenommen hat. So entsteht eine Collage der persönlichen Blickwinkel einer passionierten Lehrerin auf das, was ihr in ihrem Lehrerleben als nachdenkenswert erschien.

Weiß eigentlich nicht jeder, dass Schüler am besten lernen, wenn sie einen Lehrer haben, den sie lieben? Dies so darzustellen, dass es eine nachvollziehbare Einsicht wird, gelingt der Autorin im Kapitel *Geliebte Lehrer*.

Haben Sie die verschiedenen Studien wie TIMMS, das Kienbaum-Gutachten und PISA zur Kenntnis genommen und im Schulalltag überprüft? Erstaunliche Einsichten hält Marga Bayerwaltes da bereit.

Ist Ihnen auch schon der Paradigmenwechsel der Politiker von Schröders *Faule Säcke!* hin zu Behlers *Menschen mit Klasse. Lehrer: Mehr als nur ein Job* aufgefallen als Antwort auf den akuten Lehrermangel? Auch diese auf den ersten Blick leicht zu durchschauende Absicht gewinnt durch den wachen philosophisch geschulten Blick der Autorin an Hintergründen, die einem in der Alltagshektik leicht entgehen könnten.

Wer nach diesen kurzen Flashlights nun erwartet, dass dieses Buch sich nur trocken auf über 300 Seiten über Schule und Bildungspolitik auslässt, dem sei verraten, dass die Autorin mehr kann als das. Sie lässt uns teilhaben an der persönlichen Entwicklung, die sie und ihre Familie im sog. Sabbatjahr nahmen, geschrieben in liebevoll-humorvoller Art, bis dahin, dass sie den Schritt in die Beurlaubung vom Schuldienst nachvollziehbar werden lässt.

Sehr interessant sind die Perspektiven, die sie für eine erneuerte Schule entwirft. Sie schaut auf alternative Schulformen – Montessori- und Waldorfschulen, Landerziehungsheime –, in denen sie beileibe nicht alles verwirklicht sieht, was sie sich unter einer *Guten Schule* vorstellt. Ihr wichtigster Ansatz ist hierbei wiederum der Lehrer, der zuerst sich selbst erziehen muss, bevor er auf die Kinder losgelassen werden darf. Dazu käme noch ein Schulsystem, das sich aus dem Gespräch über das Kind an den wirklichen Bedürfnissen des Kindes orientieren sollte. Und diese sind nach ihrer Ansicht weit von dem entfernt, was als Dauerreformen in den letzten 25 Jahren unsere Schulen veränderte und die Wirksamkeit der Lehrer- und Erzieherpersönlichkeit zugunsten des sich selbst durch Medien unterrichtenden selbstständigen Schülers in den Hintergrund drängte.

Sind Sie neugierig geworden? Dann beneide ich Sie, liebe zukünftige Leser dieses Buches, denn Sie haben, wenn sie wollen, die *Große Pause* von Marga Bayerwaltes noch als Lektüre vor sich, die gleichermaßen anregend, unterhaltsam und ermutigend ist.

Erziehung gefragt

Gabriela Kreter: Jetzt reicht's: Schüler brauchen Erziehung. Was die neuen Kinder nicht mehr können – und was in der Schule zu tun ist. 148 S., kart. € 7,90. Kallmeyerische Verlagsbuchhandlung GmbH, Seelze-Velber 2001

»Ein Kind biss einem anderen in die Wade, um zu erfahren, wie Menschenfleisch schmeckt!« Unappetitlich, nicht? Dabei vergleichsweise harmlos, liest man weitere Details darüber, was einem mit Kindern der 90er alles begegnen kann: Sie sind »laut, unbeherrscht, frei von Tabus, verhalten sich grenzen- und schrankenlos, verlangen die Erfüllung ihrer Wünsche sofort und ohne Aufschub, stellen ungebremst materielle Ansprüche, verweigern Reflexion und Empathie, wenn sie etwas angestellt haben« (S. 33); es fehlt ihnen, so das Fazit von Gabriela Kreter, das, was sozusagen als Gratislieferung an Sozialkompetenz aus den Elternhäusern bis in die 70er Jahre hinein auch in der Schule wirksam war, als da sind: den Älteren den Vortritt lassen, schweigen, wenn andere reden, Schwachen beistehen, Verantwortung für Ordnung und Sauberkeit übernehmen, Regeln akzeptieren, bei Fehlverhalten für die Konsequenzen eintreten.

Unsanft sind wir wieder im rauen Alltag des Erziehungsgeschäfts gelandet! Dabei fühlt man sich eigentlich – PISA sei Dank! – doch fast schon wohl damit, Fragen der Bildungsinhalte und ihren Darreichungsformen zu diskutieren, Evaluationsergebnisse und geeignete Schulformen zu vergleichen, mit wehmütigem Blick zum fernen nordischen Horizont, um das eigene Dunkel zu erhellen; und nun dieser Schlagwortkatalog mit einer geballten Ladung an drastischen Streiflichtern des Schulalltags, mit Appellen und Ratschlägen, die fast martialisch daher kommen: Da werden Killerphrasen und Totschlagsargumente

(von entmutigten Pädagogen) demontiert; da wird zerpfückt, was seitens der Lehrerschaft den Elternhäusern stereotyp vorgehalten wird (»Wir können doch nicht aufarbeiten, was in den Elternhäusern versäumt worden ist«) und Schulung von Gesprächs- und Beratungskompetenz eingefordert; da wird aufgeräumt mit dem weinerlichen Selbstmitleid einer gesamten Berufsgruppe (»Wir sind doch die Prügelnaben der Nation«), und auch der Hinweis auf den übermäßigen Ausländer- und Aussiedleranteil in den Klassen wird mit Originalzitate aus Lehrermund so gewendet, dass es ihm im Halse steckenbleibt. Unter diesem Trommelfeuer mag man in Deckung gehen. Die Autorin – als Lehrerin, Moderatorin für Schulinterne Lehrerfortbildung mit dem Schwerpunkt Gewaltprävention und als Projektbetreuerin im Rahmen pädagogischer Schulentwicklung in Hamm »mit vielen Wassern gewaschen« – weiß jedoch ebenso energisch-knapp wie instruktiv Konzepte und kollegiale Schulungsmöglichkeiten anzugeben, die einen Ausweg aus der Misere versprechen. Vom Gewinn einer Expertenschaft durch Vernetzung ist zu lesen, Perspektivenwechsel wird verlangt, Anregungen zur Gewinnung von Professionalität findet man, ebenso Hinweise zur Verbesserung der Zusammenarbeit mit den Eltern (z.B. auf Elternabenden). Sympathisch, dass der mittlerweile wieder in Mode gekommene Begriff der Rituale mit Inhalt gefüllt und als ein besonderes Heilmittel für ein erneuertes Zusammenleben einer Schulgemeinschaft mit »50 Ritualen, die die Kinder schätzen« eingeführt wird.

Umfang (148 S.), Format (Postkarte, passt darum leicht in jede Jacken-, Blusen- oder Hemdtasche!), Layout (grau ist hier nicht die Theorie, sondern das, was als praktische Faustregel auch gehandhabt werden soll): Alles zielt auf Anwendung. Da wird nicht lange beklagt, erörtert, die ideale Schule entworfen, sondern von Mund zu Hand argumentiert, denn eigentlich ist doch alles klar: »Schüler von heute brauchen Vorbilder, klare Regeln und festumrissene Grenzen«. Das geht

doch alles sowieso nicht! (als letztes Killerargument bezeichnet); darauf die Autorin: »Doch, es geht!« – Noch Fragen?

W.R.

Antisemitismus

Hans-Jürgen Bader, Manfred Leist, Lorenzo Ravagli: Rassenideale sind der Niedergang der Menschheit – Anthroposophie und der Antisemitismusvorwurf. 112 S., kart. € 7,90. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart³2002

Es ist ein leidiges Unternehmen, die Anwürfe gegen Rudolf Steiner abzuwehren. Im Moment heißt das Geschäft *Rassismus*. Es wird Steiner unterstellt, er sei Rassist gewesen und habe in diesem Sinne gewirkt. Bald wird das Thema sich wieder ändern. Man könnte meinen, es mache scheinbar ja nicht viel aus, jeweils eine andere Thematik Steiner vorzuwerfen, er bliebe unangefochten. Das ist leider nicht so. Denn bei der Annäherung an ihn erscheint er doch in recht unterschiedlicher Weise. Zum einen tut es der Wahrheit einen Abbruch, zum anderen der Annäherung an die Person. Wie steht es mit der Wahrheit? Das ist wohl schwer auszumachen. So hat in den Niederlanden eine Kommission gearbeitet, die Steiner zwar nicht generell, aber doch an einigen wenigen Stellen des *Rassismus* zieht. Bei 89.000 Seiten eines Gesamtwerks sind dies genau 15 Stellen, doch diese Behauptung wird in der vorgelegten Studie nun entschieden bestritten. Dabei geht es um die Aussage von Steiner, Rassen seien schon seit der Atlantis, also seit gut 10.000 Jahren, unwesentlich und unwichtig. An anderen Stellen aber spricht Steiner ganz konkret von Rassen, so wie man sie zu kennen meint.

Der vorliegende Band beschäftigt sich mit dem Thema Antisemitismus, also mit dem Judentum. Steiner schrieb im September 1900: »Für mich hat es nie eine Judenfrage gegeben. Mein Entwicklungsgang war auch ein solcher, dass damals, als ein Teil der nationalen Studentenschaft Österreichs antisemitisch wurde,

mir das als eine Verhöhnung aller Bildungserwünschungen der neueren Zeit erschien. Ich habe den Menschen nie nach etwas anderem beurteilen können als nach den individuellen, persönlichen Charaktereigenschaften, die ich an ihm kennen lernte. Ob einer Jude war oder nicht: das war mir ganz gleichgültig. ... Und ich habe im Antisemitismus nie etwas anderes sehen können als eine Anschauung, die bei ihren Trägern auf Inferiorität des Geistes, auf mangelhaftes ethisches Urteilsvermögen und auf Abgeschmacktheit deutet [...], die jeder gesunden Vorstellungsart ins Gesicht schlägt.«¹

In zahlreichen gleich gearteten Aufsätzen sah er im arischen Eigendünkel eine »verletzende Anmaßung«.²

Wäre dies die einzige Äußerung Steiners zum Judentum, man könnte sofort weitergehen. Doch gibt es noch andere Darstellungen, so etwa über »Die Affäre Dreyfus«, die er im Anschluss an Zola aufgreift. Diese ist sehr positiv zu werten. Dann gibt es aber auch andere, z. B. über Hamerlings »Homunkulus« (1888). Steiner lebte, als er dies schrieb, als Privatlehrer in einem jüdischen Haushalt. Darin heißt es: »Es ist gewiss nicht zu leugnen, dass heute das Judentum noch immer als geschlossenes Ganzes auftritt und als solches in die Entwicklung unserer gegenwärtigen Zustände vielfach eingegriffen hat, und das in einer Weise, die den abendländischen Kulturideen nichts weniger als günstig war. Das Judentum als solches hat sich aber längst ausgelebt, hat keine Berechtigung innerhalb des modernen Völkerlebens, und dass es sich dennoch erhalten hat, ist ein Fehler der Weltgeschichte, dessen Folgen nicht ausbleiben konnten.«³

Das ist scheinbar so formuliert, als sei Steiner ein Gegner des Judentums. Dies rief zwischenzeitlich entsprechende Kommentare hervor, sowohl von anthroposophischen Autoren als natürlich von deren Gegnern – beide überwiegend negativ. Da ist es nun eine Wohl-

1 GA 33, S. 371 f.

2 GA 33, S. 391

3 GA 32, S. 145

tat nachzulesen, wie sich Steiner ganz »im Rahmen dieser aufklärerischen Perspektive« bewegt, die gleichfalls von Juden vertreten wird. Das Ganze hier abzuhandeln, sprengt den Rahmen einer Besprechung, ist aber außerordentlich lehrreich.

Dann kommt in einem Aufsatz, den Steiner zur selben Zeit schrieb, die Sehnsucht der Juden nach Palästina zur Sprache – man muss sich vergegenwärtigen: Die Lebenszeit Steiners lag vor der Herrschaft der Nationalsozialisten. In diesem Aufsatz äußert sich Steiner höchst kritisch über den Zionismus und dessen Führer. »Viel schlimmer als die Antisemiten sind die Führer der europamüden Juden, die Herren Herzl und Nordau. Sie machen aus einer unangenehmen Kinderei eine welthistorische Strömung; sie geben ein harmloses Geplänkel für ein furchtbares Kanonenfutter aus. Sie sind Verführer, Versucher ihres Volkes.«⁴

Andere Angehörige des Judentums drückten ihre Ablehnung des Zionismus weitaus radikaler aus als Steiner. Gabriel Rießer etwa, ein liberaler jüdischer Politiker, meinte in der Mitte des 19. Jahrhunderts: Ein Jude, der einen nichtexistierenden Staat und eine nichtexistierende Nation (Israel) Deutschland vorziehe, sollte unter Polizeischutz gestellt werden, nicht etwa, weil seine Ansichten gefährlich seien, sondern weil er offensichtlich geisteskrank sei. Stattdessen bekannte er sich im Geiste des Assimilationsgedankens zu seinem deutschen Vaterland: »Wer mir den Anspruch auf mein deutsches Vaterland bestreitet, der bestreitet mir das Recht auf meine Gedanken und Gefühle, auf die Sprache, die ich rede, auf die Luft, die ich atme, darum muss ich mich gegen ihn wehren, wie gegen einen Mörder.« Wenn Raphael Loewenfels 1893, im Gründungsjahr des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, schrieb, kein gebildeter Jude sei bereit, sein geliebtes Vaterland zu verlassen, um in ein fernes Land zu ziehen, wo vor undenklichen Zeiten seine Vorväter gelebt hatten, so drückte er nach

4 GA 31, S. 196 f.

Laqueur »nicht die Meinung eines einzelnen« aus, »er drückte die Überzeugung sehr vieler Juden aus«. – Was die meisten Zeitgenossen Herzls an dieser Schrift empörte, war die nüchterne Feststellung, dass die Assimilation nicht geglückt sei.

Der Vollständigkeit halber werden als weitere Themen noch ein Brief an Marie Steiner-von Sievers, Steiners Ansicht über die Rolle jüdischer Ärzte und seine Kritik an Monotheismus und Offenbarungsreligion behandelt, die Steiners Würdigung des Judentums allerdings nicht berühren. Dies verdeutlicht Steiners Ringen um die Stellung des Judentums: Er geht von der positiven Integration dieses Volkes im deutschen Raum aus. Dass es anders kommen sollte, überstieg sein rationales Verständnis einer möglichen Entwicklung.

Die klare Gedankenführung der Autoren zeigt: Steiner war nie Antisemit. *Stefan Leber*

Alte Mythen

Alte Mythen, nacherzählt von Charles Kovacs, 143 S., kart. € 14,-. Drucktuell, Gerlingen 2002

Charles Kovacs, 1907 in Wien geboren, war lange Jahre Klassenlehrer an der Waldorfschule in Edinburgh. Er beherrschte die Kunst des Erzählens, indem er über die Sprache vor den Kindern ein lebendiges Bild entstehen lassen konnte. In besonderer Weise ist ihm das bei den alten Mythen gelungen. Um die Schrift für den Lehrer unterrichtsnah zu gestalten, wurde bewusst der Erzählstil beibehalten. Die leichte Lesbarkeit macht den Band aber auch für Kinder empfehlenswert (10 bis 12 Jahre/5.-6. Klasse); sie kann die Eigentätigkeit und die Lesefähigkeit fördern.

Inhaltlich findet man die wichtigsten Mythen aus Indien, Persien, Babylonien und Ägypten. Der Leser erfährt also etwas über die auch heute allgemein bekannten Namen: Indra, Buddha, Krischna, Zarathustra, Gilgamesch, Isis und Osiris, Horus, Re und die Pyramiden.

Die Behandlung von Mythen im Unterricht erfordert eine besondere Sorgfalt vom Lehrer. Man kann sich nicht einfach auf »gesicherte« Fakten stützen. Darin besteht der wesentliche Unterschied zum Geschichtsunterricht. Dem ist Rechnung zu tragen, und es muss bei der Behandlung deutlich gemacht werden. Die Waldorfpädagogik stellt sich der Herausforderung, das ganz Alte, Archaische, von dem vielfach nur über das Weitererzählen von Generation zu Generation etwas der Nachwelt erhalten geblieben ist, zum Unterrichtsgegenstand zu machen. Die Fragen leben im Menschen zum Teil sehr untergründig, und es ist für das Gegenwartsbewusstsein nicht unerheblich, eine Begegnung mit einem alten Mythos gehabt zu haben. Das zeigte sich zum Beispiel bei der kürzlich erfolgten Sprengung der alten Buddhastatuen in Afghanistan, einer Tat, die eine weltweite Resonanz auslöste.

Was in dem Buch fehlt, ist der wohl größte antike Mythos: Atlantis. Dieses Thema bedarf eigentlich einer Neubearbeitung in einer Form, die nicht schon vor Erscheinen Kritik provoziert. Gerade dieser Mythos ist besonders lebendig, er wird allerdings sehr fachfremd »bearbeitet«. Atlantis findet man im atlantischen Ozean, in vielen Zeitschriften, in der NATO, als Raumfähre, als Film, und es werden aufwändige, sehr teure archäologische Untersuchungen durchgeführt. Atlantis bleibt ein ungelöstes Rätsel, das keine Ruhe gibt.

Die Beschäftigung mit den alten Mythen erzeugt aber auch Fragen an die Gegenwart und Zukunft, denn der Begriff Mythos ist inzwischen vielschichtig geworden und kommt fast täglich in den Zeitungen vor. Alles, was aus der Durchschnittlichkeit herausragt, was die allgemeine Aufmerksamkeit erweckt, hat das Zeug, zum Mythos zu werden: Personen, Gegenstände und Ereignisse (z. B. James Dean, Diana, Titanic, das WTC bzw. »Der 11. September«). Der Mensch nimmt die Dinge nicht einfach »so wie sie sind«, die äußeren, harten »Fakten« genügen ihm nicht. Es wird hinterfragt und Fragen bleiben offen, man hat ein Rätsel, man macht sich ein Bild. Täglich

kann man die Tendenz zu mythologisieren beobachten. Auch die gegenteilige Bestrebung kann wahrgenommen werden, die Entmythologisierung. Mit nicht unerheblichem Aufwand werden etwa von der Geschichtsforschung Tatsachen erforscht und dokumentiert, die der Entstehung falscher Mythen Einhalt gebieten bzw. zur »Entzauberung« beitragen (z. B. Kaspar Hauser oder Anastasia). Damit ist ein Gebiet umrissen, das einer Bearbeitung bedarf: Auf die »Alten Mythen« müsste ein zweiter Band, der die Moderne umfasst, folgen und der vielleicht in der Oberstufe (in welchem Fach? oder fächer-übergreifend?) eine Rolle spielen würde. Der Titel dieses ungeschriebenen zweiten Bandes könnte lauten: »Neue Mythen« oder »Moderne Mythen«.

Hansjörg Hofrichter

Free the Potential

Martyn Rawson: Free Your Child's True Potential. 310 S., kt. £ 7,99. Hodder & Stoughton, London, UK 2001

In der Reihe »Help Yourself« hat Martin Rawson einen Ratgeber über Kinderziehung aus der Sicht der Waldorfpädagogik veröffentlicht. Der Autor stellt am Anfang selbst die Frage: »Warum dieses Buch?« und findet, dass in der Fülle der Bücher, die in letzter Zeit über Erziehung erschienen sind, neue Einsichten in die Entwicklung des Kindes und die Selbsterziehung aus der Anthroposophie als Lebenshilfe und vor allem Selbsthilfe gewonnen werden können.

Das Buch ist so konzipiert, dass der Leser selbst aufgefordert wird, einen persönlichen Weg zu gehen. Anhand von einführenden Darstellungen kann er sich mit der neuen Thematik vertraut machen. Durch viele praktische Handreichungen, prägnante Zitate, Übungen und Aufgaben wird der Leser angeregt, auf Entdeckungsreise in die reiche Welt des Kindes und der Selbsterziehung zu gehen.

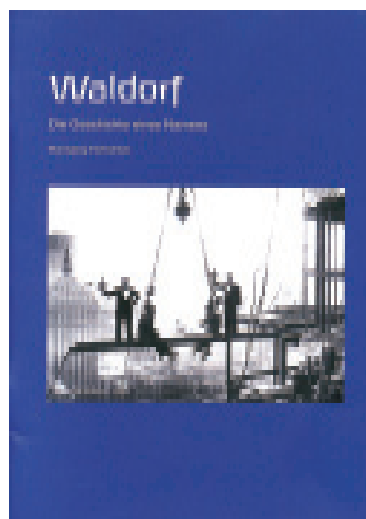
Folgende Motive sind als Wegweiser auf dieser Reise gedacht: Gewohnheiten und Erwar-

tungen, die frühe Kindheit, Gehen, Sprechen und Spielen, und auch von Fehlern lernen. Auch die Bedeutung des Rhythmus hebt der Autor hervor: Mahlzeiten, Schlafenszeiten und Jahresfeste, sowie die Eigenheiten von Jungen und Mädchen. Die Frage der Schulreife wird differenziert besprochen, und schließlich folgt ein Blick nach vorne in die Zukunft: Eltern-Lehrer-Dynamik, die große Welt und Adoleszenz. Das Buch ist übersichtlich gegliedert, zentrale Aussagen werden jeweils in einem Rahmen zusammengefasst. Am Schluss findet man eine Liste von nützlichen Adressen für den englischsprachigen Raum.

Auch wenn der Autor eine Fülle von Themen, von Familienplanung bis zur Adoleszenz behandelt, gelingt es ihm doch, in die Tiefe zu gehen und für jedes Alter die essenziellen Wegweiser aufzustellen.

Für den Leser die Aufforderung, sich auf eine anregende Entdeckungstour einzulassen.

Erik Dom



- als Erstinformation für Eltern, z. B. der ersten Klassen
- in der Öffentlichkeitsarbeit
- bei Elternseminaren
- am Infostand oder Schulbüro, auf Basaren, Sommerfesten, »Tag der offenen Tür« und ähnlichen Veranstaltungen.

Bezugsquelle: Pädagogische Forschungsstelle beim Bund der Freien Waldorfschulen e.V., Heidehofstr. 32, 70184 Stuttgart.

Preise (inkl. Porto):

Mindestbestellmenge:	3 Expl. zu 5 Euro
Mengenrabatt ab	10 Expl. zu 10 Euro
	30 Expl. zu 20 Euro
	50 Expl. zu 30 Euro

Neue Literatur

»Waldorf – Die Geschichte eines Namens« von Hansjörg Hofrichter, erstmals in Heft 9/2001 der »Erziehungskunst« veröffentlicht, ist soeben als Sonderdruck wieder erhältlich. Die zweite Auflage ist überarbeitet und erweitert. Durch ihre repräsentative Aufmachung (durchgehend farbig) und durch die Einarbeitung neuen Quellenmaterials und historischer Photographien hat die kleine Schrift (24 Seiten) an Aktualität und Reiz gewonnen! Sie ist einzusetzen

PISA: Doch kein Vergleich mit Waldorfschulen

101 von 140 ausgebauten Waldorfschulen hatten sich zu Teilnahme an der PISA-Studie bereit erklärt. Ein Forschungsinstitut hatte im Auftrag des Max-Planck-Institutes schon mit den Vorbereitungen für eine nachträgliche Einbeziehung der Waldorfschulen in die PISA-Studie begonnen. Nun hat das Bildungsministerium doch keine Gelder dafür bereitgestellt (Stand: 8.Mai 2002). *red.*